

Gruppenzwang oder spießigen Eltern. Ich komme nicht aus einem deprimierenden Dorf in Sachsen, und meine Eltern waren nicht arbeitslos. Ich musste keine Minderwertigkeitskomplexe kompensieren und wurde nicht verführt, ich machte mich einfach nur auf den Weg, der vor mir lag – und der führte nach rechts.

Obwohl ich keine Lust habe, an der Bushaltestelle erkannt oder angesprochen zu werden, wurde mir immer klarer, dass ich dieses Buch schreiben muss, dass es sinnvoll ist, eine gute Sache, die sich lohnt und anderen helfen kann: eine Kindheit in paramilitärischen Lagern, rechte Parallelgesellschaften im 21. Jahrhundert, die Rolle der Frauen in der Neonazi-Szene – die meisten Menschen haben keine Ahnung, wie tief die Ausläufer rechten Denkens in die bürgerliche Gesellschaft hineinreichen.

Anfangs fiel es mir schwer, nichts wegzulassen. Immer wieder geriet ich in Versuchung, Erlebnisse auszusparen, Szenen wegzustreichen oder unter den Tisch fallen zu lassen. Ich wollte vieles nicht wahrhaben, konnte manches nicht mehr glauben und schon gar nicht nachvollziehen. Am Ende habe ich jedes Detail wieder eingefügt, alles andere wäre nur die halbe Wahrheit gewesen. Und eine halbe Wahrheit hilft niemandem.

Beichte ist ein großes, ein pathetisches Wort, aber ich wollte dieses Buch auch schreiben, um mit mir ins Reine zu kommen und Bekenntnis abzulegen. Es tut mir leid wegen meiner Mutter und meiner kleinen Schwester, die am wenigsten dafür können, dass sich die Dinge so entwickelt haben. Auf der anderen Seite finde ich, dass es mein Recht ist, ja vielleicht sogar meine Pflicht, die Dinge so aufzuschreiben, wie sie waren. Als ich meiner besten Freundin von dem Entschluss erzählte, wurde sie unruhig.

»Hast du keine Angst?«, fragte sie, »dann kommt doch alles raus. Die werden sauer sein. Rache nehmen. Dir auflauern.«

Ich habe darüber nachgedacht, aber ich glaube nicht, dass meine früheren Kameraden auf das Buch reagieren werden. Sie werden es wahrnehmen, einige werden es kaufen, manche sogar lesen, aber mehr nicht. »Diese Schlampe ist es nicht wert«, werden sie sagen, »die hatte eh nie was zu melden.«

Meine Mutter meinte, ich solle endlich aufhören, in der Vergangenheit zu leben:

»Schau doch endlich nach vorn, Heidrun«, sagte sie, »du bist so jung. Kannst du die Sache nicht hinter dir lassen? Es bringt doch nichts, alles noch mal durchzukauen.«

Sie denkt, dass ich immer noch mit meinem Schicksal hadere und frustriert bin, aber das stimmt nicht, im Gegenteil, ich bin zum ersten Mal vorsichtig glücklich.

Es ist nur so, dass ich zum Thema Rechtsextremismus ein paar Dinge zu sagen habe. Ich schaue mir die Nachrichten und die Talkshows doch auch an. Ich verfolge doch auch den Diskurs zum Thema Rechtspopulismus und kriege mit, wie sich unsere Gesellschaft ganz allmählich spaltet, ganze Nationen nach rechts driften und das Gespenst der Angst und der Abschottung durch die Straßen und die Köpfe der Menschen geistert, wie gefährlich dünn der Firnis der Zivilisation ist.

Ich habe Deutschland noch nie so besorgt, hysterisch und zerrissen erlebt, und ja, ich glaube, dass wir an einer Schwelle stehen, dass es jetzt darauf ankommt, die richtigen Weichen zu stellen und für die freiheitliche demokratische Grundordnung zu kämpfen.

Ich möchte zeigen, dass man auch als bürgerlicher Mensch in ein verpfushtes Leben rutschen kann, dass es Kinder und Jugendliche gibt, die vom ersten Tag an in die rechte Szene hineinwachsen, die – je härter sie bekämpft wird – immer noch verschlungenere Wege findet, um sich neu zu organisieren.

Ich habe lange darüber nachgedacht, ob ich mit diesem Buch auch Rache nehmen möchte. Die Antwort ist: Nein, ich habe keine Rachegefühle. Die Menschen, die dafür in Frage kämen, machen sich selbst kaputt. Meine früheren Kameraden werden denken, dass ich das Buch des Geldes wegen geschrieben habe. Das Argument ist gar nicht so absurd. Für das eine oder andere Aussteigerbuch trifft das sicher zu. Nach Jahren in der Szene sind viele ohne Job und ohne Geld. Ich sehe das Geld, das ich mit diesem Buch verdiene, nicht als Honorar oder Belohnung, es fühlt sich nicht an wie ein Gewinn, eher wie eine kleine Wiedergutmachung, wie Schmerzensgeld.

## 2 Meine sonderbare Familie

»Wir sagen nicht Handy, wir sagen Handtelefon«

Der Tag, an dem ich geboren wurde, ein Sonntag im April 1992, beschreibt die Familie, in der ich aufgewachsen bin, ganz gut: Mein Vater fuhr meine Mutter zwar noch in die Entbindungsklinik, blieb aber nicht dort, sondern kehrte, nachdem er sie abgeliefert hatte, gleich wieder nach Hause zurück. Offenbar sah er sich dem Stress nicht gewachsen. Warum? Das weiß nur er. Wahrscheinlich fühlte er sich überfordert. Zu viel Hektik, Aufregung und Gefühle, die von ihm erwartet wurden.

Wir wohnten in einem Dorf in der Nähe von Fürstenfeldbruck bei München, 300 Einwohner, sehr ländlich, sehr bayerisch, viel Holz. Eigentlich typisch für diesen Landstrich, trotzdem sah es bei uns anders aus als in den Häusern, in denen meine Freundinnen wohnten. Bei uns hing kein hölzernes Kreuz über dem Esstisch, sondern ein Kalender der *Heimattreuen Deutschen Jugend*, ein Runengebäck aus Salzteig und Stickdeckchen mit völkischen Sprüchen drauf.

Wir hatten viele Bücher. Die vermeintlich harmlosen standen in einem Regal im Wohnzimmer, zum Beispiel *Baska und ihre Männer*, ein Buch über die legendäre Wolfshündin Baska, die von der Wehrmacht an der Ostfront eingesetzt wurde und als einziges Tier mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden war, – eine Art *Lassie* für Nazis. Die anderen Bücher waren im Keller oder unter dem Dach im Fernsehzimmer, Bildbände über den Zweiten Weltkrieg, Biographien von NS-Größen, Holocaust-Literatur, in der mein Vater immer wieder blätterte. Auf den Frühstückstisch kam nicht wie bei den meisten in München und Umgebung die *Süddeutsche* oder die *Abendzeitung*, sondern die *Preußische Allgemeine Zeitung*, ein rechtskonservatives Blatt mit einer Auflage von 18 000 Stück. Meine

Mutter las am liebsten Romane, wofür sie von meinem Vater permanent gehänselt wurde.

Wir hatten einen Fernseher, schauten aber wenig, eigentlich nur im Winter, weil im Frühjahr und Sommer so viele Blätter an den Bäumen hingen, dass die Satellitenschüssel nicht richtig funktionierte. Mein Vater liebte es, gemeinsam mit uns Heinz Rühmann- oder *Sissi*-Filme anzuschauen. Filme aus der Zeit zwischen 1930 und 1960 lösten etwas in ihm aus. Er wurde sentimental und schwelgte in alten Zeiten.

Es gab noch eine Samstagabendbeschäftigung, die ihm Spaß machte: Tischkicker. Mein Vater ist ein Mensch, der sich gern mit anderen misst, Leistung ist ihm wichtig. Und weil ich nicht untalentierte war, lobte er mich hin und wieder für einen strammen Schuss oder einen überraschenden Reflex. Abgesehen davon zeigte er mir eher selten seine Anerkennung, eigentlich nur, wenn er mich dabei beobachtete, wie ich im Keller vor seiner alten Modelleisenbahn kniete und selbstvergessen Züge in den Bahnhof einfahren ließ.

Es waren die wenigen Momente, in denen er erkennen ließ, dass er stolz auf mich war. Es muss ihn gerührt haben, mit anzusehen, wie ich 30 Jahre nach ihm vor seiner Eisenbahn hockte, wie dieses alte Spielzeug von einer Generation zur nächsten weitergegeben wurde und immer noch dieselben Glücksgefühle auszulösen imstande war.

Manchmal frage ich mich, ob es ihm gutgetan hätte, wenn ich kein Mädchen, sondern ein Junge geworden wäre, wenn wenigstens eines seiner vier Kinder ein Junge gewesen wäre, aber ich glaube, einen zweiten Mann im Haus hätte er früher oder später als Konkurrenten angesehen. Uns konnte er auf Distanz halten, mal mit der Andeutung einer Zuneigung locken, dann wieder bestrafen und von sich weisen.

Wer zu uns kam, konnte nicht ahnen, was für eine Gesinnung mein Vater hatte. Im Wohnzimmer hing keine Hakenkreuzfahne; trotzdem glaube ich, dass unsere Gäste spüren konnten, dass sie es mit einer sonderbaren Familie zu tun hatten.

Mir war es unangenehm, wenn wir Besuch hatten. Nie wollte ich, dass meine Freundinnen zu mir kamen, viel lieber spielte ich bei ihnen. Trotzdem waren wir im Dorf keine Außenseiter: Mein Vater war als Betriebsinspektor ein angesehener Beamter und Mitglied im

Schützenverein, kein Sonderling, im Gegenteil, ein geselliger Typ, der gern feierte. Meine Mutter war freundlich und beliebt. Sie plauderte regelmäßig mit den Nachbarn, und wenn wir in Urlaub fuhren, kam die Großmutter meiner besten Freundin vorbei und goss die Blumen.

Auch viele Freunde meiner Eltern waren auf den ersten Blick anständige und gebildete Leute, in Wahrheit waren sie stramm rechts, Akademiker, aber auch Öko-Bauern und hippieartige Weltverbesserer, die keinen Alkohol tranken, in Birkenstocksandalen rumliefen und sich in sektiererischen Verbänden engagierten.

•••

Mein Vater stammt aus Stuttgart, sein Vater war Schaffner bei der Deutschen Bahn gewesen, seine Mutter technische Zeichnerin. Er war ihr einziges Kind. Sein Verhältnis zu ihnen war kühl und förmlich.

Meine Großmutter hat mir oft stolz vom *Bund Deutscher Mädel* erzählt, bei dem sie in ihrer Jugend Mitglied gewesen war. Ich weiß noch, wie wir in den Tagen vor Weihnachten in der Stuttgarter Fußgängerzone auf eine Gruppe Kinder trafen, die »Jingle Bells« sangen, und meine Großmutter zu ihnen sagte, das sei ja alles ganz reizend, aber noch viel schöner wäre es, wenn sie ein deutsches Weihnachtslied singen könnten, zum Beispiel »O Tannenbaum« oder »Ihr Kinderlein kommet«.

Viele ihrer Sprüche wirkten bissig und gemein, ständig stieß sie einen vor den Kopf, sodass man ein Weilchen brauchte, bis man die passende Reaktion parat hatte, und dann war es meistens zu spät. Sie kommentierte es grundsätzlich, wenn ihr jemand über den Weg lief, der jüdisch aussah, oder besser gesagt: der so aussah, wie sie sich einen Juden vorstellte, mit blitzenden Augen und einer großen Nase. Was sie gar nicht ertragen konnte: wenn jemand Kaugummi kaute. »Mit Kaugummi im Mund«, sagte sie immer, »sieht man aus wie eine Kuh.« Knoblauchgeruch mochte sie auch nicht. Knoblauch war für sie ein orientalisches Gewürz und hatte in Deutschland nichts verloren.

Meine Großeltern waren keine Nazis – dafür waren sie im Dritten Reich zu jung gewesen –, aber sie sympathisierten offen mit rassistischem und völkischem Gedankengut. Vor allem meine Großmutter betonte bei jeder Gelegenheit, wie schön ihre Kindheit im